

„Eine Erfolgsgeschichte“
Predigt zu Joh 14,16-19
6. Sonntag nach Ostern (Exaudi), 12. Mai 2013
Evang.-Luth. Christuskirche, Bischofsheim a. d. Rhön

16 Und ich will den Vater bitten, und er wird euch einen andern Tröster geben, dass er bei euch sei in Ewigkeit: 17 den Geist der Wahrheit, den die Welt nicht empfangen kann, denn sie sieht ihn nicht und kennt ihn nicht. Ihr kennt ihn, denn er bleibt bei euch und wird in euch sein. 18 Ich will euch nicht als Waisen zurücklassen; ich komme zu euch. 19 Es ist noch eine kleine Zeit, dann wird mich die Welt nicht mehr sehen. Ihr aber sollt mich sehen, denn ich lebe, und ihr sollt auch leben.

Liebe Gemeinde!

Eigentlich dürfte es uns gar nicht geben. Eigentlich, das heißt: nach menschlichem Ermessen; nach aller Wahrscheinlichkeit; nach allem, was wir uns vorstellen können und nicht vorstellen können.

Carl Amery, der deutsche Schriftsteller und Umweltaktivist, der die Partei der Grünen mit begründete, hatte sich auch viel mit der Kirche beschäftigt, meist kritisch. In einem Buch erzählt er über die Jünger Jesu nach dessen Tod: „Das Fest ist vorüber, der Herr ihres Lebens wurde getötet. Die Seinen aber bleiben zurück, ohne Statut, ohne weltlich brauchbares Recht, ja ohne eine weltlich brauchbare Ethik — mit einem gebrochenen Verhältnis zu ihrer jüdischen Umwelt.“¹

Unser Predigtwort heute führt uns zunächst genau in diese Welt der Gemeinde des Johannes-evangeliums — und hernach in unsere Welt. Zunächst zur Johannes-Gemeinde: sie ist nach der Zerstörung des Jerusalemer Tempels ungefähr 40 Jahre nach Jesu Tod in eine prekäre Situation gekommen. Die jüdische Gemeinschaft, in der die Christen anfangs ja lebten, fing damals damit an, sich von den Jesus-Anhängern unter ihnen scharf abzugrenzen. Das ist auch verständlich: selber mit den Römern in schweren Konflikt gekommen, wollten die Menschen in der jüdischen Gemeinschaft nichts von Mitglieder wissen, die diese Konflikt vielleicht noch verschärften: beriefen sich doch die Christen auf einen von Römern standrechtlich Hingetrichteten. Umgekehrt waren die Folgen für die Christen schlimm: aus Nachbarn wurden Gegner, Freundschaften zerbrachen und die Anfeindungen in der Umwelt nahmen zu. Ein Boykottaufruf gegen christliche Geschäftsleute hatte existenzbedrohende Auswirkungen.² Später sollten sich die Christen an den Juden dafür rächen und zwar mit einem die Jahrhunderte durchziehenden und überdauernden Judenhass, der in den Vernichtungslagern der Nationalsozialisten seinen furchtbaren Höhepunkt haben sollte. Aber das ist eine andere Geschichte.

Bleiben wir noch bei den Christen der Johannesgemeinde. Ja, eigentlich wäre ihre Zeit schon damals vorbei gewesen. Noch einmal Carl Amery: „Anweisungen und Rangordnungen, Gemeindeaufbau, Verhältnis zu existierenden sozialen und politischen Mächten liegen nicht vor. Was die Gemeinde zunächst verbindet, ist ein Antlitz: das Antlitz und Andenken des Meisters. Es bleibt ihnen Mahlgemeinschaft, Oster- und Pfingsterlebnis — und die Hoffnung auf den Tröster, der sie schon lehren wird, was sie in dieser komplizierten Welt verstehen und lernen müssen.“³

Die Hoffnung stirbt zuletzt, sagt man. Aber diese Hoffnung starb nicht. Was niemand gedacht hätte, geschah.

Da gab es zunächst eine völlig unkanalisierte, freie und manchmal auch wilde Überlieferung von Worten, die Jesus gesagt hatte, und von den Geschichten, die man sich über Jesus erzählte. Es gab auch Fantasiegeschichten, die mit Jesus und dem, was er wollte, kaum noch etwas zu tun hatten. Doch wie durch eine unsichtbare Macht gesteuert entstanden nach und nach die vier Evangelien und gesellten sich zu den anderen Schriften des Neuen Testaments. Es entstand dabei keine Einheitsgeschichte von oben verordnet, aber auch kein chaotisches Sammelsurium, in dem alles und nichts stand. Vielmehr schienen Jesu Worte und Taten, sein ganzes Leben und Sterben und Auferstehen in diesen Texten und Geschichten irgendwie weiterzuexistieren. Jesu Ankündigung hatte sich bewahrheitet: *Ich will euch nicht als Waisen zurücklassen; ich komme zu euch. Es ist noch eine kleine Zeit, dann wird mich die Welt nicht mehr sehen. Ihr aber sollt mich sehen, denn ich lebe, und ihr sollt auch leben.*

Und heute sitzen wir hier beieinander. In Bischofsheim an der Rhön. Das ist ziemlich weit weg von Jerusalem. Und es ist ziemlich lange her, dass Jesus das zu seinen Jüngern gesagt hat: *Ich lebe, und ihr sollt auch leben.* Aber es ist so gekommen und auch so geblieben bis heute. Es ist eine Erfolgsgeschichte, wenn Sie mir diesen Ausdruck gestatten.

In Bad Neustadt gibt es die sogenannte Saratowka-Gemeinde. Das sind Christenmenschen deutscher Abstammung aus Russland. Die Geschichte dieser Menschen geht in die Zeit zurück als in Russland noch Zaren herrschten. Damals wurden Deutsche angeworben, in Russland sich anzusiedeln, weil das Land so groß war und die Menschen zu wenige. Die Deutschen gingen mit Kind und Kegel in ihre neue russische Heimat und nahmen auch ihren meist evangelischen Glauben mit. Nach dem Zweiten Weltkrieg, in dem Russland den höchsten Blutzoll erbrachte, waren die Deutschen in Russland plötzlich die erklärten Feinde. Man verschleppte sie und zerstreute sie. Man beutet sie aus. Und ihren Glauben durften sie erst recht nicht leben. Aber auch hier unter diesen schlimmen Umständen ist es dabei geblieben, wie Jesus zu seinen Jüngern gesagt hat: *Ich lebe, und ihr sollt auch leben.* So wurden die Gottesdienste eben versteckt gefeiert und die Kinder von der Oma (weil es kaum Pfarrer gab) heimlich im Keller in der Waschküche getauft. Die Christenmenschen unserer Saratowka-Gemeinde können vielleicht deshalb nicht in der Kirche öffentlich Gottesdienst feiern so wie wir; sie treffen sich daher bis heute lieber „heimlich“ im Gemeindehaus. Aber es ist so gekommen und so geblieben: *Ich lebe, und ihr sollt auch leben.*

Jemand aus einem Kirchenvorstand sagte mir vor kurzem: „Dass unsere Gemeinde wieder einmal einen Pfarrer bekommen wird, halte ich für extrem unwahrscheinlich.“ Das ist ja ein wenig die Stimmung in unserer Kirche: „Die kirchliche Landschaft wird in 30 Jahren eine völlig andere sein als heute.“ Natürlich wird sie das. Aber muss das Weltuntergang bedeuten? Unsere Kirchengemeinden werden kleiner, weil die Menschen in unserem Land weniger werden. Und selbst wenn sich viele in Zukunft von der Kirche abwenden sollten, dann ist das immer noch kein Grund zu verzagen. Es könnte ja unversehens auch wieder anders werden. Denn das Wort Jesu gilt bis heute: *Ich will euch nicht als Waisen zurücklassen; ich komme zu euch. Es ist noch eine kleine Zeit, dann wird mich die Welt nicht mehr sehen. Ihr aber sollt mich*

sehen, denn ich lebe, und ihr sollt auch leben.

Wir können dem, von dem wir herkommen, ruhig ein wenig mehr zutrauen. Ich möchte das einen christlichen Realitätssinn nennen: nicht sich die Welt schönreden, also realistisch zu sein. Aber ebenso ernsthaft mit dem zu rechnen, was Jesus seinen Jüngern versprochen hat, denn das ist ebenso Realität. Wir sollten auch gelassener werden! Und uns in unseren Gemeinden nicht in immer neue Projekte hetzen lassen, was noch alles angeboten und gemacht werden müsste, damit... Gestalten und feiern wir schöne und ansprechende Gottesdienste, besuchen wir die Menschen und halten guten Religions- und Konfirmandenunterricht. Und alles weitere können wir dem überlassen, der sagt: *Ich lebe, und ihr sollt auch leben.*

Ein jüdischer Wanderprediger, der nicht einen einzigen Buchstaben an Schriftlichem von sich hinterlassen hat; dessen Name ein einziges Mal bei einem römischen Geschichtsschreiber nur auftaucht und dazu noch falsch geschrieben ist. Und doch sind wir in dessen Namen heute versammelt und taufen heute auch einen Menschen auf dessen Namen. Was für eine Erfolgsgeschichte. Und wir haben Anteil an dieser Erfolgsgeschichte. Denn auch für uns und unser ganz persönliches Leben gilt jenes Wort Jesu: *Ich lebe, und ihr sollt auch leben.*

Der christliche Realitätssinn eignet sich gut auch für unser persönliches Leben. Wir können dem Herrn der Kirche, der auch der Herr unseres Lebens ist, ruhig eine ganze Menge zutrauen. In einem Gesangbuchlied heißt es einmal sinngemäß: wo ich des Morgens Grund zur Klage hatte, kam des Abends nur Lob von meinen Lippen.

Ich will euch nicht als Waisen zurücklassen; ich komme zu euch. Es ist noch eine kleine Zeit, dann wird mich die Welt nicht mehr sehen. Ihr aber sollt mich sehen, denn ich lebe, und ihr sollt auch leben.

Eigentlich dürfte es uns gar nicht geben. Aber was heißt schon eigentlich! Wir wissen von einer anderen Wirklichkeit, die nicht von dieser Welt ist. Wir leben, weil ER lebt.

Anmerkungen:

- 1) CARL AMERY, Das Ende der Vorsehung. Die gnadenlosen Folgen des Christentums, 1974, S. 46; gefunden bei CHRISTOPH DEMKE, GPM 96 (2007), S. 237ff.
- 2) Zusammenstellung bei SYLVIA BUKOWSKI, GPM 67 (2013), S. 257f.
- 3) AaO.